

porzellankind

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

MYRIANE ANGELOWSKI

por
zel
lan
kind

THRILLER

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Mandy Erskine/Arcangel Images
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2019
ISBN 978-3-7408-0607-1
Thriller
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Christiana und für Pia

da

Teil 1

nach

Berti liegt exakt zwischen Gitterbett und Schaukelstuhl.

Sie hat den Abstand mehrfach mit einem Maßband kontrolliert, greift nach der Zahnbürste und taucht die abgenutzten Borsten in eine rötliche Tunke. Rhythmisch streift sie mit dem Daumen über die Nylonbürste, besprenkelt das Umfeld des Bettchens gezielt und achtet darauf, dass auch die Wickelkommode etwas abbekommt. Zum Schluss tröpfelt sie eine Spur von Berti aus über den flauschigen Teppich bis zur Tür. Es ist ein kniffliger Moment. Zu wenige Spritzer könnten verharmlosend wirken und zu viele übertrieben, auch wenn sie davon überzeugt ist, dass es nach oben keine Grenze gibt.

Schweiß sammelt sich auf ihrer Oberlippe. Sie transpiert hinter dem Mundschutz. Die Einweghandschuhe würde sie am liebsten abstreifen. Ihre Hände jucken wie verrückt. Sie legt die Zahnbürste beiseite und beginnt sich zu kratzen, obwohl sie weiß, dass es besser ist, diesen Impuls zu unterdrücken. Gleichzeitig kommt ihr der Hygieneanzug schrecklich eng vor. Hektisch reißt sie den Reißverschluss am Hals ein ganzes Stück auf und atmet bewusst. Ein und aus. Bis sie sich wieder beruhigt hat, vergeht Zeit.

Irgendwann setzt sie ihre Tätigkeit fort, arbeitet konzentriert, lehnt sich am Ende zurück und findet, dass sich das Resultat sehen lassen kann. Ihr gefällt vor allem das Schmetterlingsmobile über dem Wickeltisch, das dem Gesamtbild etwas Stabiles gibt. Etwas Vertrautes. Wie die Kuschtiersammlung auf dem Bücherbord neben dem Fenster, das von einem Verdunklungsrollo verdeckt wird.

Ihr Blick wandert hinüber zu dem Raum, der unmittelbar an Bertis Zimmer grenzt. An drei Wänden stehen Regale, die mit

Ordern und Büchern gefüllt sind. Überwiegend Schmachtschinken. Vor dem Fenster ist ein Schreibtisch so aufgestellt, dass er theoretisch von zwei Seiten benutzt werden kann. Ein eingeschalteter Halogenstrahler markiert die Mitte der Tischplatte. Ansonsten ist der Arbeitsplatz verwaist.

Der Schein der Lampe ist exakt auf das Gesicht von Bertis Vater ausgerichtet. Er sitzt auf einem Drehsessel mit Nackenstütze. Die Rückenlehne ist um circa acht Grad nach hinten geneigt. Bertis Vater ist mit einem dunkelblauen Morgenmantel bekleidet. Der Pyjamakragen guckt am Hals hervor, und an den Waden ist ein Stück der gestreiften Schlafanzughose zu erkennen. Der rechte Fuß steckt in einem Filzpantoffel, der die gestickte Aufschrift »Christmas Darling« trägt. Vom linken Hausschuh fehlt jede Spur. Die Arme ruhen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad auf den Sessellehnen. Beide Handflächen liegen auf dem Tisch und sind mit einem Industriehefter an die Platte getackert. Graues Teppichband ist in mehreren Bahnen über den Mund von Bertis Vater geklebt, die Augen verdeckt eine Frotteebinde, die das Symbol einer Airline trägt.

In Reichweite des Schreibtisches steht ein Chesterfield-Sofa, auf dem Bertis Schwester ausgestreckt liegt. Ihr schmaler Körper ist in eine Decke eingerollt, am oberen Ende gucken blonde Haarsträhnen hervor und unten milchweiße Füße mit mintgrün lackierten Nägeln. Hotdog. Dieser Vergleich drängt sich auf. Bertis Schwester ist neun. Die Mädchen sind immer in diesem Alter.

Zurück in Bertis Kinderzimmer, schaltet sie das Schlummerlicht ein, das über dem Bettchen an der Wand angebracht ist. Ein Plastikmond leuchtet schwach. Er ist die einzige Lichtquelle in diesem Raum. Auf Bertis hellem Strampelanzug sind die Zahnbürstenspritzer gut zu erkennen.

Seine Mutter ist mit einem hauchdünnen Nachthemd bekleidet und sitzt im Schaukelstuhl. Das Haar ist unter einer Duschhaube versteckt, und an den Füßen trägt sie Stricksocken. Sie macht einen versunkenen Eindruck, das Kinn ruht auf dem

Dekolleté. Die Augen sind auf eine Illustrierte gerichtet, obwohl sich das Licht nicht zum Lesen eignet.

Das Messer befindet sich unter dem Schaukelstuhl. Sie stutzt. Es handelt sich um Essbesteck, lächerlich klein. Ein Brotmesser würde entschieden mehr hermachen. In ihrem Bestand lässt sich bestimmt eins mit gezahnter Schneide finden. Gezielt dreht sie den gesamten Fundus auf links und fördert echte Raritäten zutage. Fliegenpilze, filigrane Vogelkäfige aus Bast, ein Räucher-männchen und eine orientalische Wasserpfeife. Ein Brotmesser sucht sie vergebens.

Ungeduld lässt ihre Bewegungen fahriger werden. Eine Dose mit Perlen fällt zu Boden. Bunte Holzkügelchen klackern beim Aufprall wie Hagelkörner auf Glas und kullern in alle Richtungen. Sie flucht, auch darüber, dass sie keinesfalls in der Lage sein wird, ihr Werk fertigzustellen. Sie hasst es, wenn sie an blödem Kleinkram scheitert. Verzögerungen regen sie auf. Aber sie muss ein anständiges Messer besorgen, um es perfekt zu machen. Da darf sie nicht an der eigenen Bequemlichkeit scheitern.

Außerdem gibt es weitere Dinge auf ihrer Einkaufsliste, die sie in Geschäften oder auf speziellen Märkten besorgen will. Um anonym zu bleiben, wird sie auch diesmal die Strapazen in Kauf nehmen und erhebliche Strecken zurücklegen.

Seufzend löscht sie das Licht, zieht den Mundschutz herunter und steigt aus dem Hygieneanzug. Bertis Home bleibt unvollendet.

Sie wird es fertigstellen.

An einem anderen Tag.

da vor

Der Winter hatte sich beharrlich gehalten und damit Teresas Bedürfnis nach Frühling überstrapaziert. Aufbruch und Neubeginn, das erhoffte sie sich aus tiefster Seele. Teresas Scheidung war durch, und mittlerweile grinste ihr die Fratze der Realität frech ins Gesicht.

Ihren heroischen Verzicht auf Unterhalt konnte Teresa im Nachhinein nur als groben Fehler bezeichnen. Denn während Fernandos Neue inzwischen Zwillinge erwartete und sich in dem gestohlenen Leben einrichtete, spitzte sich Teresas Situation zu. Ihre beste Freundin verlor langsam die Geduld. Die Gute hatte sie in der Nacht aufgenommen, als Fernando Teresas Welt zum Einsturz brachte, und ihr großzügig das Arbeitszimmer samt Klappcouch überlassen. Doch nun reichte der Freundin das Gejammer, und sie wollte ihre Wohnung nicht länger teilen.

Als die Natur jetzt, quasi über Nacht, zu üppiger Pracht explodierte, warf auch Teresa ihren Kokon ab und vereinbarte einen Vorstellungstermin. Das Gesuch hatte sie in einer Tageszeitung entdeckt. »Zuverlässige deutschsprachige Reinigungskraft für drei Tage die Woche in Privathaushalt gesucht«. Für eine dreiundvierzig Jahre alte ungelernete Kraft gab der Arbeitsmarkt nicht viel her. Ihre Ansprüche waren bescheiden.

Im Wagen ihrer Freundin fuhr Teresa vor. Ihr fiel die Hecke auf, die das Anwesen umgab. Ein Kirschlorbeer bildete eine undurchlässige Wand. Kein Ast, kein Blatt stand über der imaginären Linie, die ein Fachmann gezogen haben musste. Ungefähr in der Mitte der Blätterfront protzte ein imposantes Tor. Schmiedeeisern, doppelflügelig und mit massiven Zaunspitzen versehen.

Teresa parkte, bewegte sich auf den Eingang zu, klingelte und spähte durch die kunstvoll gearbeiteten Eisengitter in den weitläufigen Garten. Eine asphaltierte Auffahrt verlor sich nach wenigen Metern in einer Rechtskurve. Den Fußweg markierten Steinplatten, die sich in Serpentin durch den gepflegten englischen Rasen schlängelten. Die direkte Sicht auf das Gebäude war durch Sträucher versperrt. Teresa trat zurück und bemerkte die Doppelgarage zu ihrer Rechten, die am Ende der undurchsichtigen Hecke ein gutes Stück über die ansonsten gerade Grundstücksgrenze ragte. Genau an dieser Stelle machte die Straße eine Kurve, der Bürgersteig wurde postkartenschmal und zwang Passanten auf den Fahrweg. Ein Müllwagen raste um die Ecke, und für eine Sekunde befürchtete Teresa, dass das Fahrzeug in die Garage rauschen würde. Gleichzeitig ertönte ein Summen.

Teresa lief über die Steinplatten, die zu beiden Seiten von Eiben gesäumt wurden. Hierbei beschlich sie ein mulmiges Gefühl. Sämtliche Nadelbäume hatte jemand zu Kegelformen geschnitten, die Teresa an gigantische Brettspielfiguren oder eindrucksvolle stumme Wächter erinnerten. Sie kam an einem Seerosenteich vorbei, an dessen Ufer Chinaschilf und Bambus wucherten. Auf dem kurzen Holzsteg lag bäuchlings ein Mann und linste durch das Objektiv einer Kamera in Richtung Wasseroberfläche. Sie grüßte. Er nahm keine Notiz von ihr.

Wenige Schritte später bot sich Teresa ein ausgedehnter Blick auf das Haus. Sie war enttäuscht. Aus irgendeinem Grund hatte sie ein modernes Anwesen erwartet. Stattdessen näherte sie sich einem zweigeschossigen Ziegelsteinhaus mit altertümlichen Giebeln und Bitumen statt Dachziegeln. Kassetten Türen und Sprossenfenster mit kalkweißen Läden. Aus der Fassade schälten sich vier akzentuierte Säulen. Um den zweitürigen Haupteingang rankte Efeu. Insgesamt schien das Gebäude deutlich in die Jahre gekommen.

Die Hausherrin öffnete persönlich, sprach gedämpft und tonlos. Sie drückte sich gewählt aus und wirkte auf Anhieb wie eine

Person, die sich und ihren Mitmenschen manches abverlangt. Den Händedruck empfand Teresa als energisch. Ein flammend rotes, knielanges Wollkleid kaschierte ihre Figur. Der schwarze Pagenkopf war penibel geschnitten. Die Brauen lagen wie fingerdicke schwarze Striche über den Augen und verbanden sich an der Nasenwurzel. Frida Kahlo, dachte Teresa.

Mit dem Zuschlagen der Haustür kam sie sich vor wie in einem Kühlschrank. Teresa tippte auf eine Klimaanlage. Reiche Leute leisteten sich solchen Luxus. Allerdings gab es keine sichtbaren Hinweise auf Aircondition oder Ventilatoren. Als sie herumgeführt wurde, sprangen ihr die säbelförmigen Waden der Señora ins Auge. Extreme O-Beine, ungewöhnlich bei einer so jungen Frau.

Häuser haben eine spezielle Stimmung, ein einzigartiges Aroma, das dem Objekt seinen Charakter verleiht. Teresa verstörte die Lautlosigkeit, die in den Zimmern vorherrschte. Gepaart mit der merkwürdigen Kühle. Von außen besehen, hatte sich Teresa auf ein verwinkeltes Haus eingestellt, auf Räume mit Nischen, hohen Decken, Teewagen auf Ochsenblutparkett oder ein Kaminzimmer, dessen Wände Geweihe zierten. Stattdessen herrschte ausgeprägte Klarheit. Nirgends bemerkte sie persönliche Gegenstände. Kein liegen gelassenes Feuerzeug. Nicht ein Foto an irgendeiner Stelle. Keine Jacken an der Garderobe, keine verschmutzten Schuhe auf dem Treppenabsatz, während das Inventar kostspielig und ausgesucht wirkte. Steril, fand Teresa. Einzig eine individuelle Handschrift konnte sie ausmachen. Sie betraf den sogenannten Salon. Der Raum mit Flügeltüren und Gartenblick enthielt nichts weiter als eine wuchtige ovale Tafel mit blitzblanker Spiegeloberfläche. Auf ihr stand eine beeindruckende Tischuhrpräsentation.

Teresa erinnerte sich an ihren Großvater, der Zeitmesser aus aller Herren Länder zusammengetragen hatte. Seine Sammlung hatte in eine Vitrine gepasst. Hier glänzten wahrlich über einhundert Exemplare. Das Repertoire reichte von Uhren mit schmucklosen Holzrahmen bis hin zu verspielten Rokokomo-

dellen, auf deren Ziffernblättern Ballerinas tanzten. Dazwischen standen aufwendig gearbeitete Cartieruhren mit gewölbten Glaskuppeln und vier Chronometer mit aufgeklappten Schatulleckeln. Teresa wusste, dass es sich dabei um wertvolle Relikte handeln musste, mit denen einst sowohl in der Schifffahrt als auch im Luftverkehr navigiert und Zeit gemessen wurde. Teresas Großvater hatte bloß ein Chronometer besessen, sein Heiligtum, das niemand außer ihm je berühren durfte.

Die Sammlung, der ganze Raum hatte etwas Verstörendes. Die Abstände zwischen den einzelnen Sammelstücken erschienen Teresa zentimetergenau. Keine Uhr tickte. Stille, auch hier.

Der Señora huschte ein Lächeln über die Lippen, als sie Teresa auftrag, die Uhren stets mit einem Straußenfederwedel zu reinigen. Nahezu feierlich überreichte sie ihr einen Stapel Fotografien, die sie aus den Untiefen ihrer Kleiderfalte zog. Auf den Abbildungen waren Abstände, Reihenfolge und Ausrichtung der einzelnen Modelle festgehalten. Eine exzellente Reinigungshilfe.

Mit knappen Kommentaren setzte die Señora ihre Führung fort. Präsentierte die Küche, den Waschkeller und die Putzkammer. Im Anschluss überreichte sie Teresa ohne Umschweife die Haustürschlüssel. Unverkennbar wollte die Señora ab sofort nichts mehr mit dem Haushalt am Hut haben. Teresa fühlte sich überrumpelt. Sie wurde auf die Ruhe im Haus hingewiesen und eindringlich gebeten, keinen unnötigen Lärm zu veranstalten.

Dann verschwand die Hausherrin hinter einer der vielen Zimmertüren, und das Schweigen umringte Teresa mit einer solchen Macht, dass sie instinktiv flach zu atmen begann. Wie geankert stand sie in der Küche und dachte eine gefühlte Ewigkeit darüber nach, wie sie ihre Arbeit erledigen sollte, ohne diese Stille zu zerstören. Schließlich schlich sie auf Zehenspitzen zum Salon, um einen erneuten Blick auf die Uhrensammlung zu werfen, die für die Hausherrin eine solche Bedeutung zu haben schien. Auch bei genauerer Inspektion entdeckte sie nicht den Hauch von Staubpartikeln zwischen den Modellen.

Um selbstständiges Arbeiten gebeten, beschloss Teresa, sich das Wohnzimmer vorzunehmen. Gewissenhaft reinigte sie die imponierende Fensterfront und behandelte die Ledersofas mit einem Spezialspray. Die Beschäftigungen füllten den gesamten Vormittag aus.

Über ihren Mann verlor die Señora kein Wort. Genauso wenig erwähnte sie ein Kind.

Deine Mami braucht ein Herz.

Wenn Dorothy spricht, tut sie das ohne die minimalste Lippenbewegung. Für Ellis ist das so normal wie Zähneputzen. Nichtsdestotrotz streift sie Dorothys Mund mit dem Lichtstrahl der Taschenlampe. Sie muss sichergehen, dass sie alles richtig verstanden hat. Prompt wiederholt ihre Freundin die Behauptung: *Deine Mami braucht ein Herz*. Dorothy haucht den Satz zuckersüß gegen die Innenwände der Truhe, in der sie sich gegenüber sitzen.

Ellis zieht die Beine an den Körper. Die Knie berühren das Kinn. Ihre Freundin sagt die Wahrheit. Mami braucht unter allen Umständen ein Herz. Genau wie der Blechmann im »Zauberer von Oz«. Diese Ansicht vertritt auch Vati. Er nennt Mami manchmal herzloses Weib. Sie bewegt sich auch so komisch wie der Blechmann. Vielleicht, weil ihr Skelett aus Glasknochen besteht. Das hat Ellis aufgeschnappt, als der Doktor Mami untersuchte. *Verrostet könnte sie innen drin außerdem sein*, vermutet Dorothy.

Ellis weiß nicht, was sie glauben soll. Manchmal ist sie ganz durcheinander. Vor allem, wenn sich Mami und Vati anschreien. Dann versteckt sie sich in dem geräumigen rechteckigen Holzkasten, der ihr Bett an der Stirnseite begrenzt. Den Aufbewahrungsplatz für Plumeaus und Kissen hat Ellis zu ihrem Rückzugsort und Depot auserkoren. Hierhin verkriecht sie sich und harrt umgeben von Waffeln, Schokoröllchen und Butterkeksen der Dinge, die da kommen.

Süßigkeiten überzuckern Ellis' Welt. Solange sie keine Erdnüsse enthalten, wie sie Dorothy jetzt zum wiederholten Mal erzählt. Davon bilden sich nämlich Quaddeln auf ihrer Haut. Lachsrote Pusteln, die jucken und im Mund kitzeln, besonders hinten im Rachen. Nicht angenehm, sondern blöde. Und dicke Lippen kriegt sie auch, die schwellen an und sehen wie aufgepustet aus. Deswegen muss sie aufpassen, auch auf minimale Erdnuss Spuren. Die sind ebenfalls deine Feinde und tückisch, weil sie unsichtbar sind, impft Vati ihr unentwegt ein.

Seitdem sie alle gemeinsam in diesem feinen asiatischen Restaurant waren, hat Ellis den Ernst der Lage verinnerlicht. Mami hatte den höflichen Kellner extra auf die Erdnussfeinde hingewiesen. Laut und unmissverständlich. Er brachte Ellis' Teller. Ohne eine einzige Nuss. *Da war nichts zu sehen, auch keine zerhackte*, da war sich auch Dorothy ganz sicher. Aber schwups, tränkten nach zwei Stäbchen Gemüse und etwas mariniertem Fleisch ihre Augen. Das Atmen ging schwer, der ganze Hals wurde eng, so gruselig eng, dass keine Luft mehr durchpasste. Schreien konnte Ellis auch nicht und ist vom Stuhl gefallen. Dabei hat sie Mami's Teller vom Tisch gerissen. Reis, Sojabohnen und Shrimps landeten auf dem Teppich. Mehr weiß Ellis nicht. *Deine Körperabwehr hat dich schlafen geschickt und gegen die Erdnussfeinde gekämpft*, hat Dorothy ihr später erklärt.

Von der Fahrt ins Krankenhaus hat Ellis nichts mitbekommen. Sie ist in einem Bett mit Gittern an den Seiten aufgewacht. Zwei Tage musste sie in der Klinik bleiben. Blut wurde ihr abgenommen und Nadeln in Arme und Rücken gestochen. Pricktest nannte das die Ärztin. Ziemlich schnell zeigten sich an den Einstichstellen Hautreaktionen. Seitdem besitzt Ellis ein Notfallset, in dem sich neben einer Adrenalininjektion auch eine Packung Antihistaminika befindet.

Ihre Eltern machen viel Wind wegen der Nussallergie und gehen Ellis damit auf die Nerven. Denn sie passt jetzt wirklich auf. Mami hat ihr beigebracht, dass sie die Rückseiten lesen muss. Auf Verpackungen von Süßigkeiten und Lebensmitteln.

Gar nicht so leicht. Da stehen schwere Wörter drauf, die Ellis kaum entziffern kann und sie ins Schwitzen bringen. Nur bei dem Gebäck aus den Tüten, die ihre Eltern aus der eigenen Firma mit nach Hause bringen, darf sie bedenkenlos zugreifen. Unseren Waren kannst du vertrauen, sagt Vati, und das muss sie auch. Hinweise auf Inhaltsstoffe befinden sich auf diesen Beuteln nämlich nicht.

Stundenlang und mit großer Geduld hat Ellis in ungelinken Druckbuchstaben eine Liste abgeschrieben und an die Magnettafel in ihrem Zimmer gehängt. Erdnusscreme steht auf Platz eins. Dahinter rangieren verschiedene Kekssorten und Schokoriegel. Gefolgt von weiteren Produkten. Zurzeit sind es drei- unddreißig. Die Aufzählung wird ständig ergänzt, und Mami fragt sie manchmal ab.

Von den blöden Erdnussfeinden lässt sich Ellis aber nicht die Laune verderben. Dorothy lenkt sie ab, nimmt sie an die Hand und entschwindet mit ihr in das Land Oz. Oft kassiert Ellis Vorwürfe und Fernsehverbote für ihr Abtauchen. Aber das juckt sie nicht. Ellis verduftet, verbirgt sich in der Truhe unter Decken und Kissen. Zwischen Kekskrümeln und Stille entwickelt sie unheimlich gute Ideen.

Der Einfall, Mami zu ölen, ist ihr bisher genialster Gedanke.

Ellis hatte Karlfried in dieser Angelegenheit gelöchert, ohne ihm den wahren Grund für ihre Fragerei zu verraten. Der Nachbar leiht ihr Bücher, die ihre Eltern nicht besitzen. Astrid Lindgren zum Beispiel. Karlfried kann sich außerdem in einen Magier verwandeln. Wenn die Kinder, die im Viertel wohnen, nicht mit Ellis spielen wollen und sie weinend zu ihm läuft, verzaubert er seinen Schuppen in eine Zirkusarena. Er wird zum Feuerschlucker, dem stärksten Mann der Welt oder zum Dompteur. Ellis darf Löwe sein oder die liebeliche Zirkusprinzessin, die auf einem Seil balanciert. Und ganz nebenbei werden scheinbare Nebensächlichkeiten durch Karlfried bedeutsam. Wie zum Beispiel die Bienen. Er erklärt die Zusammenhänge. Dank Karlfried versteht Ellis die Nützlichkeit der Honigsammlerinnen.

Der Nachbar ist ein wandelndes Lexikon und gibt gern sein Wissen zum Besten. Höchstwahrscheinlich, weil Karlfried Lehrer war, seine Schüler vermisst und ihm die Pensionierung zusetzt, meint Vati. Er ist einsam, behauptet Mami. Aber das kann Ellis gar nicht glauben. Karlfrieds Kinder sind zwar ausgezogen. Aber er lebt mit seiner Frau zusammen. Da kann er doch gar nicht einsam sein. Außerdem huscht Ellis nahezu täglich auf das Grundstück, das an den Garten ihrer Eltern grenzt, und hofft, dass ihr der Nachbar eine Geschichte erzählt. Egal, ob sie wahr ist oder erfunden. Am liebsten kuschelt sie sich dann ganz nah an ihn. Karlfried riecht nach frisch gemähtem Gras und ein bisschen rauchig. Aber nicht wie Zigaretten. Eher wie ein alter Kohleofen. So einer, wie ihn Uroma besessen hat. Ihre Haut und die Haare haben genauso gerochen wie Karlfried, jedoch vermischt mit einem Hauch Karamell. Uroma hat gern selbst gemachte Bonbons gelutscht. Sie ist mit karamellisiertem Zucker im Mund von uns gegangen, hat Mami damals gesagt, und diese Vorstellung gefällt Ellis bis heute.

Für ihr Leben gern lauscht sie Karlfrieds Stimme, die sich anhört wie das Brummen des Bären auf ihren Meister-Petz-CDs, die Ellis immer noch hört. Vati lacht sie deswegen aus. Er findet, dass sie für solche Geschichten zu alt ist. Karlfried erzählt ihr alle Märchen, die sie hören möchte, ohne zu lachen.

Manchmal spricht er auch über richtige Sachen, zum Beispiel den echten Teufel. Wenn der Nachbar von dieser Kreatur redet, flüstert er und scheint doch zu schreien. Auch mit Jesus hat er so seine Schwierigkeiten. Vor allem, wenn Kinder sterben. Wie die kleine Josefine, die in der Nähe wohnte und beim Spielen vor ein Auto gelaufen ist. Oder dieser vierjährige Junge. Den hat ein Brombeerpflücker im Feld gefunden, auf dem Bauch liegend, umgeben von verfaulten Maiskolben. Karlfried hat sich über den Tod des Kleinen kaum eingekriegt, lautstark auf Gott, die Welt und die Behörden geschimpft. Behörden kennt Ellis. Vati hat sie zum Straßenverkehrsamt und zum Finanzamt mit-

genommen. In den Fluren dort wohnt die Langeweile, findet Ellis.

Karlfried hat ihr den Zusammenhang erklärt, der zwischen toten Kindern und Behörden besteht, aber Ellis konnte ihm nicht folgen, und nachfragen wollte sie nicht. Wegen der Sonnenstrahlen, die Karlfrieds Augen umschließen, wenn er lacht, und die aus seinem Gesicht verschwinden, wenn er sich aufregt oder traurig ist. Ellis spricht mit ihm lieber über Schach, seine Leidenschaft. Er hat das Spiel der Könige für sie entzaubert, verrät Strategien, Techniken und geht mit ihr einzelne Partiefasen durch. Mit Engelsgeduld. Ellis hat schnell verstanden, dass die Sicherheit des Königs im Zentrum steht, und ist entzückt, wenn der Nachbar das Brett aufbaut. Im Winter drinnen und im Sommer unter der Kastanie im Garten. Wenn Karlfried Schach spielt, vergisst er Gott und sogar den Teufel.

Natürlich hat der Nachbar auch zum Thema Rost Antworten parat. Gewinde, Schrauben und Stahl können demnach oxidieren. Zur Demonstration hat er Ellis eine Schere mit unansehnlichen Flecken darauf in die Hand gedrückt.

»Rost schafft eine gewisse Unbeweglichkeit, daher hat der Spruch ›Wer rastet, der rostet‹ seine Berechtigung.«

Karlfried schwadronierte über Redensarten, so allgemein, und Ellis hat gelernt, was es heißt, wenn einer sagt, dass die Kuh vom Eis ist. Dann hat sie seine Aufmerksamkeit wieder auf die Schere gelenkt.

»Und wie kriegst du die Rostflecken weg?«

Es folgte ein Vortrag über das Bürsten und Schleifen von verrostetem Stahl und über die Sandstrahlmethode.

»Und was ist mit Öl?«, hat Ellis ihn ausgebremst.

»Ist nicht in allen Fällen ein wirksames Mittel.« Karlfried hat verdutzt geguckt, die Daumen unter die Gürtelschlaufen seiner Jeans geschoben und mit dem Kinn auf verschiedene Schmierölsorten gedeutet. Aufmerksam ist Ellis geworden, als er einen tiefblauen Kanister hochhielt. »Das ist Säure. Damit lässt sich Rost auf jeden Fall ausmerzen.«

An den Folgetagen ist der Säurebehälter auf kurzen, dicken Menschenbeinen durch Ellis' Gedanken getanzt. Er hatte einen Zylinder auf der Eierbirne und Steppschuhe an den Füßen. Das Geklapper seiner Holzabsätze hat Ellis fast wahnsinnig gemacht und kichern lassen, wenn es völlig unangebracht war. Zum Beispiel, als Vati schimpfte oder Mami an ihrem Bett kniete, um Schutzengel für die Nacht herbeizubeten.

Ellis' Albernheit wirkt nicht einmal auf Dorothy ansteckend, die auf der Wirksamkeit von Öl beharrt, das dem Blechmann schließlich auch geholfen hat.

Du kannst es dir doch von Karlfried borgen.

Dorothy nervt. So lange, bis Ellis nur noch an die Regale im Schuppen des Nachbarn denken kann. Eine große Anzahl Blechdosen lagert dort auf Brettern an der linken Wand. Sie sind direkt neben dem altersschwachen Küchenschrank angebracht, in dem er, hinter einer Glasscheibe mit verschmutzten Häkeldeckchen, das Schachspiel verwahrt. Manchmal streckt sich Karlfried nach dem silbernen Kännchen weit oben im Regal, um die Fensterscharniere seines Hauses zu ölen, eine endlose Prozedur, die stundenlang dauert. Anschließend stellt er das Gefäß dann wieder auf seinen angestammten Platz.

Ellis hat sich von dem Ölkännchen wie magisch angezogen gefühlt, und auch weil Dorothy sie bedrängt hat, hat sie das hübsche Kännchen heute entwendet.

Sie borgt sich manchmal Dinge. Bevorzugt Sachen, die Karlfried, Vati oder Mami gehören. Normalerweise bekommen die Erwachsenen davon nichts mit. Einzig vor Hugo muss sich Ellis in Acht nehmen. Der Gärtner läuft hellwach durch die Gegend und steckt seine Nase gern in Angelegenheiten, die ihn nichts angehen. Er ist wie eine Mosaikjungfer im Larvenstadium, die Ellis in ihrem Insektenbuch entdeckt hat. Unansehnlich und abstoßend, zumindest in dem Zustand. Abgesehen davon haben Mosaikjungfern zwanzigtausend Augen. Genauso viele scheint Hugo zu besitzen. Ihm entgeht nichts.

Ellis zieht das Ölkännchen unter einem der Kissen am Boden

der Truhe hervor. Dabei verschüttet sie ein paar Tropfen der gelblichen Flüssigkeit. Schnell verstärkt sich der ohnehin penetrante Duft. Dorothy ist sofort Feuer und Flamme, stößt den Deckel der Truhe auf und klettert hinaus. Ellis zögert, greift nach einem Keksbeutel und vertilgt rasch einige Zitronencreme-Waffeln.

Ob das Öl denn überhaupt hilft? Mami ist trillionen Jahre von Blechmanns freundlicher Art entfernt und verteilt Kälte, wenn sie durchs Haus geht. Manchmal bilden sich sogar Eisblumen an den Fensterscheiben, sobald Mami in ihre Nähe kommt. Das hat Ellis mit eigenen Augen beobachtet. So gesehen ist Mami eine Mischung aus Blechmann und Schneekönigin.

Sie ist so, weil sie kein Herz hat, Dummerchen.

Dorothy kann Ellis' Gedanken erraten. Das ist manchmal lästig, oft aber auch okay.

Wenn du Mami ölst, wird sie geschmeidiger und kann sich auf den Weg zum Zauberer von Oz machen. Er wird ihr ein Herz geben. Ganz sicher.

Das klingt überzeugend. Ellis folgt Dorothy kauend auf den Korridor und hält das Ölkännchen möglichst gerade. Auch als sie versucht, durch das Türschloss von Mamis Schlafzimmer zu lugen. Darin herrscht Rabenschwärze. Kalt drückt der Messingtürgriff auf Ellis' Kopf. Abwechselnd wippt sie von den Fersen auf die Zehen und verschüttet keinen Tropfen Öl.

Als sie die Türklinke herunterdrückt und den Raum betritt, vergewissert sie sich, dass Dorothy direkt hinter ihr ist. Beinahe geräuschlos nähern sie sich dem Ehebett. Ellis wagt kaum zu atmen, als sie die Decke mit spitzen Fingern berührt, um sie zur Seite zu ziehen.

Mami trägt ein ärmelloses Nachthemd und liegt zusammengerollt wie ein Igel. Ihr Körper verströmt einen Duft, der zu ihr gehört, seit Ellis denken kann. Zibet und Sandelholz. Süß und ledrig-herb. So steht es auf dem Fläschchen, dass Mami auf der Kommode verwahrt.

In Ellis' Kinderlexikon gibt es Abbildungen von asiatischen

und afrikanischen Zibetkatzen, die angeblich ein bestialisch stinkendes Sekret aus ihren Analdrüsen versprühen, um ihr Revier zu markieren. Ellis hat Karlfried gefragt, wie es kommt, dass Mami trotzdem so gut riecht, und erfahren, wie die Parfümindustrie tierische Substanzen in aromatische Stoffe verwandelt und künstliche Ersatzprodukte erzeugt. Dabei hat Karlfried den Kopf geschüttelt, und Ellis wurde das Gefühl nicht los, dass sich Karlfried über Mamis Duftauswahl amüsierte.

Zibet und Sandelholz. Wärme überschwemmt Ellis. Sie möchte sich an Mami schmiegen und die restliche Welt vergessen. Doch als Mami im Schlaf seufzt, wackelt Ellis' Courage, und sie will auf dem Absatz kehrtmachen. Dorothy hält sie bei der Stange. *Du musst jetzt das Öl über sie gießen!*

Pflichtbewusst hebt Ellis das Kännchen, bringt es aber nicht fertig, die goldige Flüssigkeit auf Mamis Kniekehlen zu träufeln. Auch als Dorothy sie weiter anstachelt, steht Ellis wie festgefroren. Ihr Herz klopft laut wie die dicken Pauken des Schulorchesters, und sie verlässt vollends der Mut.

Worauf wartest du denn? Dorothy klingt ungeduldig.

Ellis blendet ihre Freundin aus, geht rückwärts, bewegt sich weg von Mamis Bett, raus auf den Flur. Öl schwappt aus dem Kännchen und hinterlässt kleine Pfützen auf dem Holzboden. Ellis flitzt. Tausendfüßlerschnell. Es gelingt ihr, vor Dorothy am Kinderzimmer zu sein. Sie flieht hinein, pfeffert das Gefäß unters Bett, besudelt dabei gehörig den Teppich und schlägt Dorothy kurzerhand die Tür vor der Nase zu. Ihre Freundin protestiert unüberhörbar. Sie will auf der Stelle hinein. Ellis will Waffeln. Blätterteig-Ohren oder wenigstens ein paar Schokoküsse. Aber sie muss sich gegen die Tür stemmen, damit Dorothy draußen bleibt, und kann ihren Posten unmöglich aufgeben. Erst als Mami klopft und Ellis auffordert, sie unverzüglich ins Zimmer zu lassen, gibt sie sich geschlagen.

Dorothy drängelt sich hinein. Mami meckert sofort los. »Was soll der Lärm? Und wieso sind überall Ölpfützen auf dem Boden verteilt? Was machst du für einen Unfug?«

Ellis hat Angst, dass sie das Kännchen unter dem Bett entdeckt und auch das viele Öl, das darunter glänzt. Sie möchte Mami vom Zauberer von Oz erzählen und von der Chance, dass sie dort ein Herz bekommt. Aber Mami will nichts hören. Von Blechmann und Dorothy hat sie die Nase sowieso gestrichen voll, wie sie sagt. Sie drückt Ellis einen Putzlappen in die Hand. Den ganzen Flur muss sie von den Ölpfützen reinigen. Und zwar picobello. Das ist das Allerwichtigste für Mami.

Später trägt Ellis schnell das Kännchen in Karlfrieds Schuppen zurück. Ganz allein, mit klopfendem Herzen. Dorothy ist abgetaucht.

Erst am Abend lässt sich die Freundin wieder blicken, als Vati den obligatorischen echten holländischen Kakao neben Ellis' Bett abstellt. Mami rührt immer Extra-Zucker hinein und gibt eine Prise Zimt dazu. Üblicherweise bringt sie das Getränk vor dem Schlafengehen, aber Mami leidet unter starken Kopfschmerzen, wie Vati betont. Nicht, ohne Ellis einen tadelnden Blick zuzuwerfen.

Als er gegangen ist, streckt Dorothy ihren Kopf unter Ellis' Bettdecke hervor. *Hättest du auf mich gehört, wäre Mami jetzt auf dem Weg nach Oz.*

Ellis widerspricht nicht.

Dorothy hat ja recht.

An Schlaf ist nicht zu denken. Ellis ist ganz aufgekratzt, klettert aus dem Bett, reißt eine Packung Kekstaler mit Marmeladenfüllung auf, springt unter die Decke, schiebt sich ein Kissen in den Rücken und schaltet den Laptop ein. Sie klickt sich zum »Zauberer von Oz« und klebt regelrecht mit den Augen am Bildschirm.

Kansas. USA. Dorothy läuft einen Feldweg entlang, gefolgt von ihrem struppigen Hund Toto. Schwarze Wolken türmen sich am Himmel auf. In der Ferne ist das Farmhaus von Tante Emmy und Onkel Henry zu sehen.

Ellis unterbricht den Film und schiebt den Movieregler zu der Stelle, an der ein Tornado über Kansas fegt. Wie gebannt

sieht sie zu, wie der Wind das Farmhaus anhebt und es in der Luft jongliert, tanzen lässt, als bestünde es aus Papier. Die gute Dorothy ist im Haus und drückt Toto an sich. Der Sturm bläst das Haus samt Mädchen und Hund in luftige Höhen, um sie dann mit Fallwinden in die Tiefe krachen zu lassen. Das Holzhaus schlägt hart auf und landet im Land Oz. Die Bewohner begrüßen das Mädchen und den Hund überschwänglich. Dorothy versteht den Freudentaumel erst, als ihr klar wird, dass die grausame, böse Hexe des Ostens bei der Landung des Farmhauses unter dem Fundament begraben wurde. Ihre roten Schuhe schauen unter dem Gebäude hervor.

Ellis klatscht an dieser Stelle, und wie immer fällt ihr ein Stein vom Herzen. Sie will Dorothy in die Seite knuffen. Aber die Freundin ist verschwunden. Ellis nippt am Kakao, und als sie die Tasse zurück auf den Nachttisch stellen will, passiert das Unglaubliche. Ruckartig setzt sie sich auf und beugt den Oberkörper vor. Die Kekspackung rutscht zu Boden.

Hundertmal hat sie den Film gesehen, und andauernd passiert dasselbe. Das ist nicht mit den Geschichten zu vergleichen, die Karlfried zum Besten gibt, der ständig etwas weglässt oder Dinge hinzudichtet. In Filmen ändert sich die Handlung nicht. Niemals. Und doch ist es heute anders. Die Hexe des Ostens kriecht unter Tante Emmys Haus hervor. Ohne Eile klopft sie sich den Staub von den Schultern. Sie ist kein bisschen rampoliert. Zwei goldene Schneidezähne blitzen. Lächelnd tritt sie an den Bildrand, ganz nah an Ellis heran.

Vielleicht ist Säure doch die bessere Lösung.

Ellis glaubt sich verhöhnt zu haben.

Mein liebes Kind, Säure ist in manchen Fällen unumgänglich.

Die Hexe flüstert. Wie Dorothy. Nur inständiger. Dabei streckt sie einen Arm aus dem Bildschirm, fuchtelnd herum und kommt Ellis bedenklich nah, wie die Stacheln der Bienen kürzlich, in dem 3D-Film, den Ellis mit einer Spezialbrille angeschaut hat.

Säure ist ein exzellenter Rostvertilger und wirkt auch von innen.

Ellis fährt sich mit der Zunge in die Mundwinkel, die nach Kakao schmecken. Sie linst nach rechts. Im Puppenwagen schlafen ihre Kinder. Links leuchtet der Mond ins Zimmer, und auf dem Tisch vor dem Fenster ziehen die Goldfische Kreise durchs Aquarium. Die Hexe lässt nicht locker.

Du musst nur die Säure aus Karlfrieds Schuppen holen.

Ellis denkt an den blauen Kanister. Steppschuhe und Zylinder. Die Tanzerei beginnt von vorn. Erfolglos tastet Ellis nach Dorothys Hand. Die Hexe bedrängt sie weiter.

Deine Mami braucht doch ein Herz, oder?

»Ja ... aber ...«, stammelt Ellis, und im gleichen Moment schaltet sich der Bildschirm wie von Geisterhand aus. Bei eingestecktem Stromkabel. Einige Sekunden sitzt sie völlig regungslos, fasst sich schließlich ein Herz, befördert den Laptop ruckartig vom Bett und zieht sich die Decke über den Kopf. Sie wünscht sich Dorothy herbei, ruft nach ihr, aber die Freundin spielt Verstecken oder hat sich absichtlich verdünnt.

Ellis wagt kaum zu atmen und versucht, die Zauberin aus ihrem Kopf zu bekommen, indem sie »Fuchs, du hast die Gans gestohlen« singt. Ein anderes Lied fällt ihr auf die Schnelle nicht ein. Sie wiederholt auch das Abendgebet, aber die schreckliche Hexe hockt in ihren Gedanken. Ellis sucht ihr cremeweißes Bettlaken nach Wimpern ab, um sich etwas wünschen zu können, und wird nicht fündig. Verflixt und zugenäht. Ausgerechnet wenn sie ganz unbedingt eine Wunsch-Wimper braucht, ist keine aufzutreiben.

Ellis beginnt, rückwärts von fünfundfünfzig bis null zu zählen, und hofft, die Hexe so aus ihrem Kopf vertreiben zu können. Aber die Kreatur beharrt auf ihrer Idee mit dem Säurekanister und untergräbt damit sämtliche Ablenkungsmanöver.

Ihre Wege kreuzten sich an Teresas zweitem Arbeitstag. Sie wischte gerade die Eingangshalle feucht durch, da stand das

Kind wie aus dem Nichts oben auf der ersten Empore im Treppenhaus. Es trug einen kurzärmeligen Schlafanzug. Speckige Arme und Beine füllten die Bündchen an Hose und Oberteil aus. Nackte Füße. Rotbraune Locken schauten unter einem Zweispitz hervor, einem Hut, wie ihn Napoleon trug. An den Lippen klebten Krümel und in den Mundwinkeln Schokolade. Mit der einen Hand schwenkte die Sieben-, höchstens Achtjährige einen dunkelblauen Plastikkanister. Mit der anderen Hand hielt sie eine abgewickelte Toilettenpapierrolle wie ein Fernrohr vor ein Auge.

Teresa hatte bis zu diesem Moment ausschließlich im Erdgeschoss geputzt und kein Zimmer der oberen Etagen betreten. Am Morgen hatte sie in der Küche eine Merkwürdigkeit entdeckt. Gigantische Mengen brauner Plastikbeutel. Tüten ohne Aufdruck, die nahezu hinter jeder Schranktür zum Vorschein kamen. Die Señora hatte sich dazu nur knapp geäußert. Sie war auf der Bildfläche erschienen, um den Gärtner zurechtzuweisen, der fotografierend in einem Kräuterbeet hockte, anstatt den Rasen zu mähen. Die beiden lieferten sich ein Wortgefecht. Offenbar rannte Hugo ständig mit einer Kamera durch die Blumenbeete, hielt fest, was er vor die Linse bekam, um während seiner Arbeitszeit die Blütenvielfalt des Gartens zu verewigen. Zurechtweisungen prallten anscheinend an ihm ab. Die Señora warf ihm jedenfalls vor, dass er sich ziemliche Freiheiten herausnahm. Nur weil er ihre Bäume zu Affen oder Katzen zurechtstutzte, sei er noch lange kein großer Künstler, schnaubte sie.

Tatsächlich hatte Teresa Hugo bei ihrer Ankunft am Morgen beobachtet, wie er ohne Elektrik, nur mit einer Heckenschere schnittsicher und fehlerfrei aus dem Handgelenk eine Phantasiegestalt aus einem Busch nahe den Garagen geschält hatte. In dieser Hinsicht schien der Gärtner wirklich talentiert.

Als die Señora in die Küche kam, um Tabletten einzunehmen, fragte Teresa, was für eine Bewandtnis es mit den Beuteln ohne Aufdruck habe.

»Bruchkekse«, sagte sie, der Tonfall drückte Verblüffung

und Arroganz aus, als sei das eine überflüssige und vermessene Frage gewesen. »Meine Familie gehört zu den führenden Unternehmen der Backwarenindustrie.«

Dass sich ein Kind im Haus befand, zog Teresa keine Sekunde in Betracht. Nachwuchs war ja normalerweise präsent und hinterließ Spuren. Dinge wie eine mit Tesafilm befestigte Zeichnung am Kühlschrank. Eine Schaukel im Garten. Schokoflakes in Gläsern oder Spielzeug auf dem Boden. Davon abgesehen würde jeder normale Mensch seine Sprösslinge irgendwie erwähnen.

Kein Wort in dieser Richtung war über die Lippen der Señora gekommen, und auch die beachtlichen Keksvorräte hatten Teresa nicht auf diesen Gedanken gebracht. Perplex sah sie zu, wie die Kleine die Papprolle vom Auge nahm und den Kanister vor ihren Füßen abstellte. Ein Nachbarskind konnte sie nicht sein. Ihr Aufzug verriet Intimität und Zugehörigkeit zum Haus, in welcher Weise auch immer.

Der Gesichtsausdruck des Mädchens sprach Bände. Angst und Abwehr, von beidem glaubte Teresa etwas wahrzunehmen. Bis so etwas wie Erkenntnis über die Züge des Kindes huschte, und zwar genau in dem Moment, als ihr Blick Teresas Schuhe streifte. Die Kleine streckte die Arme aus und zeigte mit dem Finger auf die Pumps. Es handelte sich um ein Paar abgelaufene rötliche Treter. Unscheinbare Allerweltsware.

Teresa wollte etwas sagen, irgendetwas Freundliches. Ihr fiel partout nichts ein. Das Mädchen kam ihr zuvor, mit Worten, die der Auftakt zu einer Reihe von Ereignissen waren, die sich tief in Teresas Gedächtnis brennen sollten.

Himbeerrote Ballerinas. Aus dem Augenwinkel registriert Ellis, dass Dorothy zurückweicht. *Sie* hat keine Angst, linst durch das Zauberfernglas und versucht mit ihrer Zunge Kokosraspeln zwischen den Zähnen hervorzupulen. Wie gebannt hängt Ellis

an den enthengelben Krakenfangarmen, die über den Ellenbogen des Wesens enden und mit Sicherheit alles festhalten, was sich nähert. Ellis zählt zwölf ungeheuer lange Finger. Zwölf, nicht zehn. Und das Biest hat Saugnäpfe anstelle von Fingerkuppen, Glupschaugen und ein schäbiges Grinsen. Zwei goldene Schneidezähne blitzen.

Was hat denn die Hexe hier zu suchen? Dorothys Stimme zittert.

Ellis lächelt. Ihre Freundin hat die Kreatur also auch erkannt, obwohl sie sich mit Putzeimer, Schrubber und Wischlappen tarnt.

»Willkommen, Hexe des Ostens!«, schmettert Ellis unüberhörbar und macht einen Satz nach vorn. »Ich bin bereit!« Entschlossen hebt sie den Kanister über die Balustrade und schwenkt ihn wie den Klöppel einer gewaltigen Glocke. Die Zauberin glotzt dümmlich und scheint merkwürdig unschlüssig. Ellis hat Begeisterung erwartet. Oder zumindest ein verschwörerisches Augenzwinkern. Aber die Hexe scheint unbeeindruckt.

Dorothy fasst Ellis am Handgelenk. *Schau sie nicht an! Sie wird dich verhexen!*

»Ach, papperlapapp!«

Lass uns Karlfried den Kanister zurückbringen. Dorothy bettelt inständig. *Ursprünglich wolltest du ihn dir doch gar nicht borgen, nicht wahr? Mit Säure ist nicht zu spaßen.*

Der Sinneswandel ihrer Freundin irritiert Ellis nur kurz. »Mami braucht aber ein Herz! Hast du das etwa vergessen?«, ruft sie, klemmt das Zauberfernglas unter einen Arm und reicht Dorothy die Hand. »Los, komm, wir haben eine Aufgabe zu erfüllen.«

Im Nullkommanichts erreichen sie das Erdgeschoss, machen einen Riesenbogen um die Hexe des Ostens und betreten die Küche. Die Kaffeemaschine dampft. Mamis Nachmittagstablett steht bereit. Schokoplätzchen, Thermoskanne und ein mit Wasser gefülltes Glas. Erfreulicherweise übernimmt Dorothy jetzt

das Regiment, ihre Bedenken scheinen verfliegen. Beherzt kippt sie das Wasser in den Abfluss und tauscht es gegen die ätzende durchsichtige Substanz aus dem Kanister, gießt ein, ohne einen Tropfen zu verschütten. Beißende Dämpfe treiben Ellis Tränen in die Augen. Sie atmet automatisch durch den Mund.

Säure kann den allerschlimmsten Rost wegätzen, flüstert Dorothy und platziert das Glas auf dem Tablett.

Danach begeben sich die beiden schnurstracks in Karlfrieds Schuppen, stellen den Kanister zurück und marschieren an der Hexe vorbei ins Haus. Das böse Weib räumt gerade seine Siebensachen ins Putzkammerchen und tut so, als bemerke sie weder Ellis noch Dorothy.

Geistesabwesend streifte Teresa die Gummihandschuhe ab und unterbrach das Aufräumen der Abstellkammer. Es wurde Zeit, der Señora den Nachmittagskaffee hinaufzutragen.

Ihre Gedanken waren um das Zusammentreffen mit dem kleinen Mädchen gekreist und die Frage, was es mit ihr auf sich hatte, bis Fernando auf dem Handy anrief, das sie sich zugelegt hatte, um für ihren Exmann erreichbar zu sein. Dabei telefonierte Fernando und Teresa eigentlich nie, aber an diesem Tag kündigte er sich überraschend für den Abend an. Sie hoffte auf Versöhnung, und Fernando nährte diese Erwartung im Gespräch mit der flüsternden Teresa. Er sülzte blumige Entschuldigungen und versuchte sie mit seinem Charme einzufangen.

Erst in der Küche schob sich das Mädchen nun erneut in Teresas Bewusstsein. Vor allem, weil es so gar nicht präsent war. Keine Frühstücksflocken. Kein mit Magneten gehaltener Stundenplan am Kühlschrank. Teresa fragte sich, wie es einem Kind gelingen konnte, so konsequent von der Bildfläche zu verschwinden, und nahm sich vor, die Señora zu löchern, auch wenn ihr schwante, dass sie ihr die Worte aus der Nase ziehen musste.